

Brigitte P.

Mein schwieriger Weg von Schuditten¹ in Ostpreußen nach Hessen: 1945 bis 1948 als Wolfskind² in Ostpreußen überlebt - 1948 in die Sowjetzone ausgewiesen - 1984 ins freie Deutschland herausgekämpft

Die Zeitzeugin Brigitte P. berichtet von den letzten Monaten in Ostpreußen, dem Tod ihrer Mutter, der sie mit zwei weiteren Schwestern zu sogenannten Wolfskindern machte und ihren Aufenthalt im sowjetisch besetzten Teil Ostpreußens. Schließlich berichtet sie über ihre Zeit in der DDR, ihre Ausreise und ihren Neuanfang in der Bundesrepublik. Brigitte P. verstarb im Jahr 2010 an Krebs – den Bericht muss eine ungenannte Person auf Grundlage von Telefongesprächen mit Brigitte P. erstellt haben. Sein_Ihr Nachwort bildet den Abschluss dieses Berichtes.

Ende 1948 verfrachteten uns Schwestern des russischen Kinderheims in Schlossberg (Dobrowolsk) im Nordosten des Kaliningrader Gebiet³ in Viehwaggons. Die brachten, was von uns Waisenkindern noch übrig war, in die Sowjetzone. Ich, Brigitte P. (1940), war bereits acht Jahre. Das wusste ich jedoch damals nicht genau. Ich war einfach zu klein gewesen, als ich 1945 auf den Hungermärschen im nördlichen Ostpreußen um Königsberg und östlich davon zunächst ab Anfang Februar mit meiner Mutter Margarete P. und meinen beiden älteren Geschwistern unterwegs war. Birgit war zwei, Edith sogar vier Jahre älter als ich. Meine älteste Schwester war damals, also 1945, etwa acht Jahre gewesen.

Als die sowjetische Front im Dezember 1944 und im folgenden Januar immer näher an Königsberg herangerückt war, man den Geschützdonner also schon einige Tage hatte hören können, war Mutter mit uns nicht geflohen, wiewohl unser Schuditten (heute wüst, russisch namenlos, bei Powayen/Čerepanovo) zwar etwas abseits, aber auf dem Weg zwischen Königsberg und Pillau (Baltijsk) lag. Eine rechtzeitige Flucht wäre also sehr wohl möglich gewesen. Dass sie unterblieb, hatte wohl mit dem Glauben meiner Mutter an das Gute auch im russischen Menschen⁴ zu tun. Das war vielleicht grundsätzlich nicht abwegig, aber bei den

¹ Im Kreis Fischhausen Ostpreußen, heute zum russischen Teil Ostpreußens zugehörig. Der heutige Name lautet Primorsk.

² Als Wolfskinder bezeichnete man die Kinder, die in den ostpreußischen/litauischen Wäldern nach dem Krieg ohne erwachsene Personen überlebten.

³ Das von der Sowjetunion annektierte Königsberger Gebiet, nebst seiner Hauptstadt Königsberg, wurden 1946 in Kaliningrad umbenannt. Der Name sollte das kürzlich verstorbene formale Staatsoberhaupt der Sowjetunion ehren; Michail Kalinin. Kalinin war ein Vollstrecker von Stalins Willen: Am 5. März 1940 unterzeichneten sechs Mitglieder des Politbüros – Stalin, Wjatscheslaw Molotow, Lazar Kaganowitsch, Kliment Woroschilow, Anastas Mikojan und Michail Kalinin (sein Name in Druckbuchstaben handschriftlich versehen mit dem Zusatz „dafür“) einen Hinrichtungsbefehl von 25.700 kriegsgefangenen polnischen Offizieren und Intellektuellen, die als angebliche „Nationalisten und Konterrevolutionäre“ in Lagern und Gefängnissen in der besetzten Westukraine und in Weißrussland festgehalten wurden; dies führte wenige Woche später zum Massaker von Katyn. Er zeichnete ebenfalls andere Exekutionslisten ab, wurde jedoch auch um Begnadigungen gebeten, was ihm selbst bei seiner eigenen Familie nicht gelang: Kalinins Frau wurde im Oktober 1938 verhaftet und bis 1944 interniert. Im März 1946 wurde er nach 23 Jahren als formelles Staatsoberhaupt der Sowjetunion, in denen er keine eigene Macht ausgeübt hatte, sondern sich nur dem Willen Stalins beugte auf eigenes Ersuchen von den Amtspflichten entbunden. Er starb am 3. Juni 1946 in Moskau und wurde an der Kremelmauer beerdigt.

⁴ In Berichten wie diesem begegnet man immer wieder dem Topos „des Russen“ oder Russland. Gemeint war damit die Sowjetunion, welche ein multiethnischer Staat, der nach dem Krieg 15 Sowjetrepubliken zählte war. Zieht man das während des Zweiten Weltkrieges gewaltsam annektierte Baltikum (also drei Republiken) ab, dann kommt man auf 12 Republiken. Genau wie die Sowjetunion mit Russland gleichgesetzt wird, werden auch Russen und die „Rote Armee“

Russen, die sich in jenen Tagen im Jahre 1945 über unser Ostpreußenland hermachten,⁵ hatte grundsätzlich das Böse und Mörderische die Oberhand. Als die ersten Russen auf den Hof kamen, schien sich Mutters Devise „die Russen sind auch nur Menschen“ sogar zu bestätigen. Sie ließen Mutter weiter schalten und walten, d.h. sie durfte vor allem für sie kochen.

Aber das währte nur kurz. Dann aber – bei aller Winterkälte des ostpreußischen Februars – wurden wir in Schuditten aus den Häusern auf die Landstraße in Richtung Osten getrieben. Hinter uns ging das Dorf in Flammen auf. Wir waren fast nur Frauen und Kinder, denn die Väter und Männer waren an der Front oder schon gefallen. Das weiß ich heute, weil ich mich als Heranwachsende kundig gemacht habe. Damals konnte ich mir als Vierjährige darüber noch keine Gedanken machen. Wahrscheinlich war es meine kindliche Unschuld, die mich zwar eine der Schwächsten sein ließ, mich in meiner Unbedarftheit aber auch in gewisser Weise unberührbar machte. Meiner Mutter und mindestens auch meiner älteren Schwester muss es furchtbar ergangen sein. Ich habe das einfach nicht mitbekommen.

In Erinnerung geblieben ist mir das, was mich körperlich beeinträchtigte. Das waren neben dem Dreck, Hunger und Kälte. Berührt wurde ich z.B. dadurch, dass ich, wenn wir abends in eine Scheune getrieben wurden, stets zu denen gehörte, die vorn an der Tür oder dem Tor liegen mussten, wo es oft kalt hereinzog. Weg von der Nähe der Mutter und der „großen“ Schwester musste ich da lagern, entfernt von denen, die weiter hinten lagen, bei den anderen Frauen. Heute weiß ich natürlich warum. Der Anblick von uns Kindern sollte die Russen abweisen, die sich nachts irgendwie eine Frau greifen wollten. Den meisten hat das vielleicht vorübergehend geholfen. Für meine Mutter Margarete und meine Schwester Edith wurde es nach dem kalten Winter der letzte Sommer ihres Lebens.

Sehr bald wurden die Mütter mit Kindern von den alleinstehenden Frauen getrennt. Das ist eine meiner ersten Erinnerungen, die mir als Bild klar vor Augen steht. Wir hatten eine Magd, Minna, die wie die anderen mit uns über die Landstraßen getrieben wurde. An ihre besondere Obhut war ich schon vom Hof her gewöhnt. Eines Tages mussten sich die Frauen mit Kindern und die ohne solchen Anhang rechts und links an der Straße aufstellen. So wurde auch Minna von uns getrennt. Wir konnten ihr nur noch zuwinken, als sich ihre Kolonne von uns weg in Bewegung setzte. Mich berührte in diesen Tagen sicher nur der persönliche Schmerz. Erst später begriff ich, was es hatte heißen müssen: es geht nach Sibirien.

In den folgenden Frühlings-, und Sommertagen schleppte sich unser Kinder-, und Frauenzug mehr oder weniger ziellos durch unser Königsberger Gebiet in Richtung Osten. Schließlich mussten die Frauen regelmäßig auf Höfen arbeiten. Wir blieben dann zurück. Bei diesen Gelegenheiten muss es für die Arbeiterinnen zu essen gegeben haben; denn ich erinnere mich, dass Mutter immer etwas mitbrachte. Die Freude darüber hat sich in mein Gedächtnis eingegraben. Dabei entging mir, dass

gleichgesetzt, was sich im Topos „Der Russe“ manifestiert. Die Gleichsetzung „Russen“ mit der Roten Armee hat wahrscheinlich mehrere Gründe. Erstens: Die propagandistische Gleichsetzung des Kommunismus/Bolschewismus und der gesamten Sowjetunion mit ihrer größten Republik (Russland) durch die nationalsozialistische Propaganda. Zweitens: Die Lingua Franca der Sowjetunion war Russisch, somit werden also alle sowjetischen Soldaten aufgrund ihrer Lingua Franca fälschlicherweise als „die Russen“ bezeichnet bzw. mit der Sprache identifiziert, obwohl ihre Muttersprache Ukrainisch, Belarusisch, Kasachisch o.ä. sein konnten. Wichtig ist an dieser Stelle nochmal zu betonen, dass es sich bei Russisch, Ukrainisch und Belarusisch zwar um ostslawische Sprachen handelt, die auch einen gewissen Verwandtschaftsgrad zueinander aufweisen – allerdings jede für sich selbstständig ist.

⁵ Insgesamt gehen Historiker:innen davon aus, dass die Rote Armee auf ihrem Vormarsch nach Deutschland 1,5 bis 2 Millionen Frauen vergewaltigt haben – Mehrfachvergewaltigungen nicht eingerechnet. Dass es nicht bloß deutsche Frauen traf, belegen auch diverse Berichte von Frauen, die aus der Sowjetunion oder Polen stammten und als Zwangsarbeiter bei den Deutschen Tätigkeiten verrichten mussten.

sie nicht aus einem Überfluss zugeteilter Nahrung abgab, sondern an mich – und wahrscheinlich meine Schwestern – ihre eigene karge Ration verfütterte. Das machte sie so lange, bis sie an Hunger und Schwäche starb – vor unseren Augen. Es ist schon merkwürdig, wie sich solche dichten Augenblicke im menschlichen Leben selbst in so früher Kindheit einprägen können. Ich erinnere mich, wie mich meine Mutter noch einmal eindringlich angesehen hat. Es war eine Art Abschied, was mir in diesem Augenblick natürlich in dieser Tragweite nicht klar war. Den leblosen Körper meiner Mutter trugen dann andere Frauen aus dem großen Gemeinschaftsraum hinaus, der eine Scheune gewesen sein kann.

Wir drei – Edith, Birgit und ich – waren nun allein, mutterseelenallein. Keiner kümmerte sich um uns. Mit dem Tod unserer Mutter verbindet sich nämlich eine andere Erinnerung. Bis zuletzt hatte Mutter zu denen gehört, die morgens zur Arbeit auf die Kolchose gegangen waren. Während der Abwesenheit der Arbeitenden betreute uns Kinder einer der Frauen, die vielleicht nicht mehr so kräftig war, aber auch von dem lebte, was unsere Mütter am Abend mit zurückbrachten. Für uns Kinder war diese Frau ganz natürlich auch zu einer Bezugsperson geworden. Als unsere Mutter tot war, verloren wir nicht nur diese, sondern auch von einer zur nächsten Stunde die Zuneigung dieser Fürsorgerin. Sie kannte uns nicht mehr und machte uns überdeutlich spürbar, dass uns die Obhut der Gruppe entzogen war. Wir mussten uns aus ihr zurückziehen und waren plötzlich auf uns selbst gestellt. Die übrigen Frauen merkten es wahrscheinlich überhaupt nicht oder nahmen es widerspruchslos hin, dass wir verschwanden. Für alle Mitglieder der Gruppe, die immer an der Grenze des Verhungerns existierte, bedeutete unser Abgang drei hungrige Mäuler weniger.

Wir waren jetzt ganz auf uns allein gestellt, wir waren „Wolfskinder“. So nennt man, erfuhr ich erst viel später in Hessen beim PAMO, in der Vertreibungstypologie die Kinder, die es schafften, nach dem Tod ihrer Mütter unter widrigsten Umständen selbst irgendwie zu überleben. Edith, die jetzt in der Notsituation die Führung übernahm, führte uns auf den vielfach leeren Höfen in Häuser und in Kellerverstecke. Wenn wir dort selbst nichts fanden, schlich sie in der Dämmerung und nachts mit uns zu Abfallhaufen, um vielleicht etwas zu ergattern. Wir fanden wenig genug, aber doch so viel, dass wir nicht sterben mussten.

Edith sagte uns immer wieder, dass wir auf keinen Fall Russen in die Hände fallen durften. Danach handelten wir und verkrochen uns in Kellern und Scheunen so gut es ging, verließen diese nur auf der ständigen Suche nach Nahrung. Diese ist uns wahrscheinlich in Bezug auf Ediths Grundsatz, den Russen nicht in die Hände zu fallen, zum Verhängnis geworden. Irgendjemand, das können durchaus russische Zivilisten gewesen sein, muss uns doch einmal beobachtet und gemeldet haben. Sie machten uns ausfindig und fingen uns. Auf einem Lastwagen brachten sie uns über mehrere Stationen in ein Kinderheim nach Schlossberg,⁶ das, wie schon angemerkt, im Nordosten des Königsberger Gebiets liegt. Es kann sein, dass sie uns rechtzeitig gefunden haben, sonst wären wir u.U. alle drei verhungert und erfroren.

*

Edith war gesundheitlich so angegriffen und so geschwächt, dass sie bald nach unserer Einlieferung ins Kinderheim auf die Kinderstation eines Krankenhauses verlegt wurde. So war sie unserer kleinen letzten Familiengemeinschaft entzogen; denn das Krankenhaus lag doch etwas entfernt von unserem Kinderheim. Ich erinnere das so genau, weil wir einige Zeit laufen mussten, als wir sie noch einmal besuchen durften. Wir, Birgit und ich, wurden in einen Raum gewiesen, wo Edith in einem Gitterbett vegetierte. So muss ich das bezeichnen, was ich da bis heute in meiner Erinnerung vor Augen habe. Unsere große fast zum Skelett abgemagerte

⁶ Heute russisch Dobrowolsk.

Schwester Edith ging im Gitterbett hin und her und wiederholte immer wieder: „Das sag ich meinem Vater. Ich sag es meinem Vater“. Im Bett hatte sie keine Streu, sondern schmutzige Zeitungen, über die ich Wanzen und Kakerlaken laufen sah. Ich dachte noch: „Warum macht Edith die nicht weg?“ Aber das konnte sie vielleicht schon nicht mehr. Heute sage ich mir, sie war wahrscheinlich schon nicht mehr richtig bei Sinnen, vor Hunger und Schmerzen.

Hunger hatte sie. Das weiß ich noch, weil wir ihr etwas mitgebracht hatten, eine Brotschnitte, die sie mit Heißhunger ergriff. Diese Gabe bedeutete mir selbst sehr viel, weil ich sie von unseren kärglichen Rationen im Kinderheim abgespart hatte. Die waren klein genug. Aber was Edith auf der Kinderstation bekam, war wahrscheinlich noch weniger. Sie sah erbärmlich aus. Sicherlich dachten die Stationszuständigen, die stirbt sowieso bald. Da brauchen wir nur wenig oder nichts mehr geben. Das ist natürlich nur meine Vermutung, aber eine sehr naheliegende; denn wir wollten Edith noch ein zweites Mal besuchen. Als wir auf die Station kamen und uns nach ihr erkundigten, taten die Zuständigen ganz erstaunt. Die sei doch schon lange gestorben. So hatten wir nach der Mutter auch unsere ältere Schwester verloren.

Edith hatte sicherlich von uns drei Mädchen am meisten zu ertragen gehabt. Ich vermute, dass sie in der Zeit, als wir über Land getrieben wurden, auch missbraucht worden war. Sie litt demzufolge neben der körperlichen Qual große seelische Not, ohne Mutter, der sie sich hätte anvertrauen können. Zudem kann sie sich infiziert haben. In dieser Zeit gab der Flecktyphus schnell denen den Rest, deren Körper durch Hunger und Gewalt ohnehin geschwächt war.

In dem Kinderheim gehörte ich wieder zu den Kleinsten. Trotz Hunger und Krankheiten überlebte ich mit Birgit die nächsten drei Jahre. Das war keineswegs selbstverständlich. Wir, die Überlebenden, waren eigentlich die Minderheit. Natürlich kann ich das von meinen kindlichen Eindrücken her nicht wirklich genau einschätzen. Dennoch gehen die dahin, dass nur 10% von uns Kindern überlebt haben. Wir waren immer weniger geworden.

Das Sterben ging sogar zunächst weiter, als wir Ende 1948 in Güterwaggons verladen wurden. Wo diese Verladung stattfand, kann ich nicht genau sagen. In Schlossberg, dem Ort unseres Kinderheims, kann es nicht gewesen sein; denn dort gibt es keinen Bahnanschluss. Vielleicht wurden unsere Waggons auch irgendwo an einen anderen Zug angekoppelt. Aus eigener Erinnerung kann ich jedoch berichten, dass wir etwa 50 Kinder in einem Waggon waren.

Zunächst begann die Fahrt mit einem Akt der Freude. Jeder von uns bekam einen halben Laib Brot. Soviel von diesem wichtigsten Lebensmittel hatten wir in unserer Hand bis dahin nie gesehen. Die Waggons bestiegen wir Kinder allein. Kein Erwachsener kam mit. In unserem Waggon stand ein Holzgestell. Die Größeren von uns stiegen gleich hinauf, um sich eine bessere Position zu verschaffen. Andere drängten nach, bis das Lattengestell schließlich zusammenbrach. Das hatte Folgen. Zwei der kleineren Kinder waren tot. Tote wollten jene, die den Ton angaben, nicht im Waggon behalten. Der war jedoch schon verschlossen und der Zug hatte sich in Bewegung gesetzt. Es gelang den Rädelführern, die leblosen schmalen Körper während der Fahrt durch die oberen Luken des Waggons zu schieben und sie auf diese Weise zu entsorgen. Ob Sie wirklich tot waren, hatte natürlich vorher niemand geprüft.

Der Zug transportierte uns nach Frankfurt an der Oder in der sowjetischen Besatzungszone. Dort oder in der Nähe kamen wir in ein Heim, wo wir erstmals unsere Kleider ablegen und uns waschen sollten. Einen solchen – heute zum täglichen Leben gehörenden Akt – hatten wir lange nicht vollzogen. Verschiedene Kleidungsstücke klebten an unserem Körper und waren z.T. mit der Haut verschorft. Entsprechend schmerzhaft war die Entkleidung. Zum Waschen bekamen wir dann

Seife und vor allem warmes Wasser, was wir auch schon nicht mehr kannten. Wir konnten uns dann saubere Kleidungsstücke aussuchen. Diese Erfahrungen haben sich bis heute in mein Gedächtnis eingegraben.

*

Gleich danach ging es weiter in ein Kinderheim in Bernburg bei Halle. Erstmals bezogen wir einen Raum, der sauber und geheizt war und in dem Betten standen, in die wir uns hineinkuscheln konnten. Eine für uns schon ungewohnte Welt. An so etwas konnten wir uns nach über drei Jahren kaum noch erinnern.

Wir waren nur kurze Zeit in dem Kinderheim. Wir bekamen es sogar noch besser und fanden Eltern. Kinderlose Eltern kamen ins Heim und suchten sich Kinder aus, um sie zu adoptieren. Dabei beobachtete ich, wie sie sich gezielt Mädchen aussuchten. Die Eltern betraten die Räume, in denen Buben und Mädchen gemischt waren. An den Jungen gingen sie vorüber und kamen auf uns Mädchen zu. So fanden auch Birgit und ich unsere Eltern. Später erfuhren wir, weshalb das in der Regel so ablief. Die Eltern hatten im Krieg einen Sohn, manchmal sogar mehrere verloren. Sie fürchteten, dass es wieder Krieg geben werde. Nicht noch einmal wollten sie dann ein Kind verlieren. – Natürlich gab es unter den Adoptionen auch Fälle, bei denen sich ein Bauer vor allem auch eine billige Arbeitskraft holte. Das war aber eher bei Jungen der Fall, bei Birgit und mir schon gar nicht. Sie kam zu Eltern nach Berlin, ich nach Leipzig.

Ich erinnere mich gut, dass unsere Adoptiveltern die Auflage hatten, die Verbindung zwischen uns Geschwistern aufrecht zu erhalten. Dies fand ihren Ausdruck vor allem darin, dass wir uns zu Fest-, und Geburtstagen schreiben mussten. Das war zunächst nicht etwas, worauf ich mich freute, sondern ich empfand es als lästigen Akt. Er war für mich, obwohl 1949 schon neun Jahre alt, mit dem Umstand des Schreibens verbunden. Das fiel mir schwer, denn ich hatte bis ins neunte Lebensjahr keine Schule besucht, bis dahin nie ein Schreibgerät in der Hand gehalten.

Mit meiner Adoption durch die Thielemanns nach Starsiedel im Kreis Weißenfels in Sachsen-Anhalt begann ein Leben ohne tägliche Not. Dazu gehörte der regelmäßige Schulbesuch. In den Klassen ordnete man uns nicht nach Alter, sondern nach Lernstand ein. Das stellte sich bei mir als sinnvoll heraus. Ich war da zunächst bei den Kleinen, den Erstklässlern, durfte aber bei entsprechender Leistung Klassen überspringen. Weil ich als schon Vernünftiger schneller begriff und auch entsprechend übte, sprang ich bald z.T. sogar zu weit.

Zunächst wusste niemand – natürlich auch ich nicht – wie alt ich wirklich war. Dessen wurden wir erst gewiss, als uns 1951 endlich unser Vater fand. Gustav P. (*13.4.1901, +3.6.1990) war bei Kriegsende in sowjetische Gefangenschaft geraten, hatte diese überlebt und war 1951 aus dieser in die Sowjetzone entlassen worden. In Rockhausen in Thüringen war er bei einer Bauernfamilie aufgenommen worden. Wie er mir später schilderte, verdankte er dieser Familie sein Leben. Sie hatte ihn in stark abgemagertem Zustand bei sich aufgenommen und ihn dann gezielt „vorsichtig“ ernährt. Einige seiner Kameraden seien nach der Entlassung teilweise noch deshalb gestorben, weil sie mit Heißhunger über das lange entbehrte Essen hergefallen seien. Das habe der Körper nicht vertragen, weil er dieser Form der Ernährung entwöhnt war.

Zu seinen ersten Sorgen gehörte die Suche nach seiner Familie. Die blieb natürlich erfolglos, solange er unter unserem Familiennamen P. suchen ließ; denn der war mit dem Hinscheiden unserer Mutter in Herbst 1945 ausgelöscht. Wir beide, Birgit und ich, Brigitte, waren nur unter unseren Vornamen registriert. Als Vater bei den Suchstellen mit P. nicht fündig wurde, versuchte er es in seiner Not mit den Vornamen. Da fanden sich Birgit und Brigitte bei den Kindertransporten aus dem Königsberger Gebiet.

So fand er wenigstens uns bei den Adoptiveltern. Er erhielt Gewissheit über den Tod seiner Frau Margarete, unserer Mutter, und seiner ältesten Tochter, Edith. Erst viel später als ich erwachsen wurde, meinte ich annähernd nachfühlen zu können, was auf unseren Vater in den zehn Jahren vor unserem Auffinden alles eingestürmt war und womit er hatte fertig werden müssen. Zunächst das Durchleben der Schrecken des Krieges, dann die Gefangennahme, das Ertragen der Gewissheit, Hab und Gut gänzlich verloren zu haben, der Kampf ums tägliche Überleben während der Lagerhaft und Zwangsarbeit und schließlich das ständige Hoffen und Bangen, die Familie doch noch wiederzufinden. Da muss es ihm wenigstens ein Trost gewesen sein, uns zwei, Birgit und mich, in guter Hut zu finden. Vater war klug genug, uns diese Hut nicht zu nehmen. Er muss gesehen haben, dass wir etwas hatten, was er uns nicht bieten konnte; die Obhut einer Familie. Er ließ uns unseren Adoptiveltern, ging nach Westdeutschland und ließ sich in Bremerhaven nieder.

Ich erinnere mich nicht, dass er an der Wesermündung eine Anlaufstelle gehabt hätte. Vermutlich suchte er als Ostpreuße des Hinterlandes der Pregel⁷ die Nähe des Meeres und gelangte auf diese Weise an die Wesermündung. Er hatte es schwer. Als Landwirt hatte er in Ostpreußen nie eine Rentenversicherung eingezahlt. Im Alter von 51 Jahren ging er 1952 in Bremerhaven aufs Arbeitsamt, musste noch 15 Jahre am Bau arbeiten und bezog dann die Mindestrente. Das war wenig genug, aber er konnte damit leben. Von dem Leben eines Erbhofbesitzers im ostpreußischen Schuditten konnte er nur träumen. Dazu blieb ihm auf diesem Erdenrund noch einige Zeit. Er starb im Juni 1990 im Alter von 89 Jahren, bis zuletzt noch rüstig. Den Beginn der Wende hat er also noch miterlebt, die Heimat noch einmal wiederzusehen, blieb ihm aber verwehrt, d.h., ich weiß, dass es ihm erspart blieb. Ich habe bei meinem Besuch in Ostpreußen gesehen, dass das, was einmal unser P.-Anwesen war, so wüst liegt, als wäre es nie gewesen.

Derweil lebte ich in der DDR, machte auf Grund meiner „Klassenspringerei“ schon mit 17 Jahren mein Abitur – das man in der DDR bereits nach 12 Jahren erhielt – und ging danach zur Lehrerbildung nach Halle. Während dieser Zeit registrierte ich die Vertiefung der Spaltung Deutschlands. Dennoch gründete ich in dieser DDR mit Peter W. meine Ehe, in der uns unsere beiden Söhne Roger (1961, 29.3.) und Oliver (1967, 19.3.) geboren wurden. Sie wuchsen in unserer Familienobhut auf, wie ich mir das mit meiner Mutter Margarete gewünscht hätte.

Dieser „Friede“ währte bis zum 3.1.1980. Das war der schwärzeste Tag in meinem Leben seit meiner Wolfskindzeit. Mein Sohn Roger war zur Ableistung des Wehrdienstes zur Volksarmee nach Dessau eingezogen worden. An diesem Tag kam er offenbar ums Leben. Wir wohnten damals in der Steffensstraße in Leipzig. In der Nacht zum 4.1. erschienen morgens etwa zwischen drei und vier Uhr ein Soldatenkollege und zwei Offiziere und überbrachten die furchtbare Nachricht. Wo genau, unter welchen Umständen und warum Roger starb, wurde uns nie mitgeteilt. Das wurde von der Volksarmee zu einem Geschehen strengster Geheimhaltung erklärt, wovon auch nächsten Verwandten gegenüber nicht abgewichen werden könne, sagte man uns. Wir erhielten lediglich eine Art Urkunde vom Regiment, die eine Beileidsbekundung enthielt und eine Abschlussbeurteilung darstellt. Eine Aufklärung des Todes unseres Sohnes fand nie statt und war von der NVA offenbar nicht gewollt. Alle unsere Bemühungen, etwas zu erfahren, blieben demzufolge erfolglos. Als ich dann beim Wehrkreiskommando vorbrachte, dass unser Sohn Oliver wohl demzufolge von der Wehrpflicht freigestellt werde, weil unser Ältester während der Erfüllung seiner Wehrpflicht zu Tode gekommen sei, ohne dass uns hierüber Auskunft gegeben werde, ertete ich nur die fast höhnische Antwort:

⁷ Der Pregel ist ein Fluss, der durch Königsberg fließt. Heute russisch Pregolja.

„Unabhängig vom Tode seines Bruders wird ihr Sohn Oliver den Ehrendienst in der Volksarmee ableisten müssen, sobald er sein Wehrpflichtalter erreicht hat.“

Für uns war klar, dass die Ableistung des Wehrdienstes in der Volksarmee lebensgefährlich war. Sie zu verweigern, hätte für Oliver bedeutet, ins Gefängnis zu müssen, da es die Wehrdienstverweigerung in der DDR nicht gab. All dem wollten wir unseren Sohn nicht aussetzen. Deshalb stand nach kurzer Überlegung für uns fest, für uns drei den Antrag auf Entlassung aus der Staatsbürgerschaft der DDR und auf Ausreise in die Bundesrepublik zu stellen.

Die befürchteten Folgen ließen nicht auf sich warten. Ich wurde sofort noch im Herbst 1980 aus dem Staatsdienst entlassen. Meinem Manne Peter wurde zunächst innerhalb der Firma eine andere Aufgabe zugeteilt, die nichts mit dem Exportgeschäft zu tun hatte. Von da ab wurde er kontinuierlich weiter benachteiligt. Im Januar 1983 wurde auch er entlassen. Die Sippenhaft erstreckte sich auf unseren Sohn Oliver, der in der Schule beeinträchtigt wurde. Er erhielt z.B. nicht die bereits zugesagte Lehrstelle.

Ab 1983 hatten wir kein Einkommen mehr, d.h., wir waren in die sogenannte Schmarotzerrolle gedrängt. In der DDR war dies aber nicht eine Frage des Arbeitenwollens, sondern des Nichtdürfens. Dennoch musste man legal überleben. Das brachte schon viele Ausreisewillige zum Scheitern. Sie konnten beim illegalen Mittlerwerb ertappt und kriminalisiert werden. Das hielten wenige durch.

Wir hatten die Chance durchzuhalten, weil wir unser Auto verkaufen konnten. Davon lebten wir einige Zeit. Aber unsere Ausreiseträge kamen nicht voran. Wir begannen zu fürchten, dass, bevor wir Erfolg hatten, Oliver das Alter für die Wehrpflicht in der Volksarmee erreichen würde. Wir meldeten uns bei dem vielgenannten Ausreiseanwalt Dr. V. Er riet uns, auf die Ausreise zu verzichten. Unser Schmarotzerstatus werde uns in die Illegalität treiben. Wir hatten aber auch Kontakt zu dem Westberliner Anwaltsbüro Sch. und S. Sie ermutigten uns und rieten, weiterzumachen. Und wir hatten Glück. Noch 1984 erhielten wir unsere Ausreise und durften am 8. September ausreisen.

Wir gingen zuerst zu meinem Vater nach Bremerhaven. Dort hatte sich auch meine Schwester Birgit mit Familie niedergelassen. In Bremen versuchte ich wieder als Lehrerin in den Staatsdienst übernommen zu werden. Mit Mathe und Physik rechnete ich mir Chancen aus, hatte mich aber getäuscht. Ich bekam die für die ganze Bundesrepublik geltende Auskunft, die „Ochsentour“ gehen zu müssen: Also noch einmal drei bis vier Semester studieren und dann das zweite Staatsexamen wiederholen. In zwei deutschen Hochschulen liegen heute also meine Examensarbeiten, eine in Halle und die andere in Bremen.

Als ich 1986 fertig wurde, brauchten mich die Schulbehörden trotz Mathe und Physik in Bremen nicht. Ich bewarb mich bundesweit und kam so nach Hessen in den Schuldienst.

Oliver machte eine Elektroausbildung und studierte später Elektrotechnik. Heute macht er etwas ganz anderes. Er ist im Hotelfach tätig.

Die deutsche Einheit überraschte uns alle. Es war für uns ein nicht für möglich gehaltenes Wunder, obwohl ich um die Wende des Jahrtausends mit jedem Jahr mehr und mehr das Gefühl bekam, dass dieses Wunder zunehmend entzaubert wurde und sich sogar bei gewissen Leuten eine Nostalgie gepaart mit Verharmlosung der DDR-Zustände breit machte. Dazu hatten wir, die wir so intensiv gezwungen gewesen waren, hinter die Kulissen zu blicken, keinen Anlass.

Wir, mein Mann Peter und ich, nutzten sehr bald nach der Wende die Möglichkeit, unsere Stasiakte einzusehen. Wir wurden leider sehr enttäuscht. Unsere Akte erwies sich als akribisch bereinigt. Nichts fand sich darin über die Repressalien gegen uns wegen des Ausreisetrags, über die Hausdurchsuchungen bei uns oder den Gefängnisaufenthalt meines Mannes. Belanglose Sachen fanden sich aus den

frühen 70er Jahren, Telefonmitschnitte oder Kopien von Weihnachts-, und Osterkarten. Diese ganze niederträchtige Welt der Stasi tut sich da noch auf, aber beschränkt sich auf Harmloses. Das kann nur bedeuten, dass sie gesäubert ist. Denn wer Telefongespräche abhört, hebt sicher auch unsere zahlreichen Korrespondenzen mit den Behörden auf bis hin zu unserem Schreiben an den Staatsratvorsitzenden Erich Honecker.

Im Juni 1990 (3.6.) war mein ostpreußischer Vater gestorben. 1995 verlor ich einen anderen lieben Menschen. Mein Mann Peter Walzer erlag dem heimtückischen Lymphdrüsenkrebs. Als sollte mir nun bewiesen werden, es gebe noch einen tückischeren Krebs, kämpfe ich gegenwärtig mit einem Dünndarmkrebs, der in seiner Heimtücke bereits in meinem Körper gestreut hat. Ich wünsche mir im Augenblick in der Obhut meiner Kinder Oliver und Henriette und der lieben Enkelin Gesine, dass ich diesen Kampf noch einmal gewinnen möge. Wenn dem nicht so werden sollte, habe ich es als Wolfskind wenigstens so weit gebracht.

Nach bestem Wissen und Gewissen der Wahrheit entsprechend berichtet.

Nachtrag von der aufzeichnenden Person: Brigitte W. hat den Kampf nicht gewonnen. In drei Telefonaten im März und Anfang April 2010 konnte sie mir alles das, was oben aufgeschrieben ist, berichten und auch berichtigen, worum sie sich noch mit Sorgfalt bemühte, als ich ihr den entstandenen Text des ersten Teiles am Telefon vorlesen konnte. Dann verließ sie die Kraft und sie vermochte ein letztes Gespräche im Mai nicht mehr zu führen. Am 16.6.2010 ist Brigitte W. in Leipzig verstorben.

Den vorstehenden Bericht wollte ich so informativ wie möglich abschließen. Deshalb habe ich den Sohn von Frau W., Oliver, um Auskünfte gebeten, die sich vor allem auf das Leben seiner Mutter in den letzten Jahren in der DDR bis 1984 und die Zeit nach der Übersiedlung nach Westdeutschland beziehen. Für diese Hilfe danke ich ihm herzlich.